

(Meine Woche, Folge 1)

Giuliana hat eine Frage

Warum man jeder Wahrheit, die ohne Maß daherkommt, misstrauen sollte

Wir haben Besuch von unserer pfiffigen Enkelin. Giuliana wächst in Castrop-Rauxel im Ruhrgebiet auf und staunt darüber, wie anders es in Berlin ist. Sie macht sich auch ihren eigenen Reim auf die Dinge. Gestern hat sie den Ballon der „Welt“ über der Innenstadt entdeckt. Meine Frau hat Giuliana erklärt, dass der Ballon von der Zeitung ist, für die der Opa schreibt. Ihre Frage kam prompt: „Muss der Opa da immer hoch zum Schreiben?“ Willkommen in der Gondel, liebe Kollegen. Wir sitzen da oben im Korb und sehen alles von höherer Warte. Der eine blickt herunter auf den Wochenmarkt, der andere direkt in die oberste Etage des Kanzleramts; für die Außenpolitik gibt es ein Fernglas und für die Unglücksmeldungen folgen wir einfach dem Blaulicht...

Wunderbare Kinderwelt. Die Vorstellungen hüpfen noch frei herum, die kleine und die große Welt fügen sich noch leicht zusammen. Mit anderen Worten: Es gibt keine Probleme des Maßes. Doch hat diese Kinderwelt auch ihre Schattenseiten. Wo die Maße fehlen, weiß der Mensch noch nicht zu schätzen, wie reich die Welt ist. Er kann ihre Distanzen, Gewichte und Men-

gen noch nicht ermessen. Ob es Eintausend oder eine Million Einwohner gibt, macht noch keinen Unterschied. „Drei Stunden bis zur Ostsee“ besagt nicht viel. Auch ein besonderes Werk kann noch nicht hervorstechen. Deshalb sollten wir froh über unsere Erwachsenen-Welt sein. Erst mit den Maßstäben, die wir im Laufe der Zeit gewonnen haben, ist sie wirklich groß geworden.

Jedes professionelle Handeln hat seine Maße. Fachleute erkennt man daran, dass sie – in ihrem Bereich – ein sicheres Gefühl dafür haben, was geht und was nicht geht. Es gibt keine Wahrheit, außer in Maßen. Das liegt auch daran, dass eine Maßeinheit nicht nur eine Bezeichnung der Realität ist, sondern ein ausgeschnittenes Stück von ihr - wenn wir an das berühmte Meterholz denken, das in Paris aufbewahrt wird, oder an die Uhren-Technik. Ein Maß ist eine säkulare, gut bürgerliche Macht. Ich würde gern einmal einen Stadtrundgang mit dem Zollstock machen und mir erklären lassen, wie eine Fahrbahn, eine Etage oder eine Kanalisationsleitung ihr Maß gefunden haben. Auch die Fluchtwege eines Versammlungsplatzes.

(Meine Woche, Folge 2)

Politik der Worte

Wie die Öffentlichkeit auf subtile Weise bevormundet wird

Journalismus ist eine Wortindustrie und das meine ich ganz positiv, denn wir haben eine berufliche Aufmerksamkeit für die Worte. Gerade in dieser Zeit haben wir Grund, besonders aufmerksam zu sein. Denn es gibt eine Politik der Worte, die die Bürger unter Vormundschaft stellt. Nehmen wir die Reaktion der Parteien auf den Vorschlag, die Rentengarantie abzuschaffen. Ein „Vorschlag zur Unzeit“, hieß es, „völlig überflüssig“, „eine Verunsicherung von Millionen Rentnern“ und „eine Provokation“. Wer so redet, trägt kein Argument für die Garantie vor (warum die Renten besser behandelt werden als alle andere Einkommen im Lande). Er versucht vielmehr, ein öffentliches Schweigen in dieser Angelegenheit durchzusetzen. Hier spricht kein Teilnehmer an einer Diskussion, sondern ein Diskussionslenker.

Für diese Lenkung gibt es verschiedene Hebel, zum Beispiel die unschuldige Formel „Die Frage ist...“ Im Hamburger Schulstreit wurde immer wieder behauptet, in der Bildungspolitik gehe es darum, Nachteile auszugleichen und „möglichst viele Schüler mitzunehmen“. Damit ist die Weiche für die Antwort „gemeinsam lernen“ schon gestellt. Würde man hingegen die Frage hervorheben, wie die Wissensbe-

stände eines hoch entwickelten Landes weitergegeben werden können, müsste man über die Qualität des Unterrichts sprechen. So ist das „Moderieren“ zum eigentlichen Machtkern der Politik geworden. Ich würde gerne einmal ein kleines Rezeptbuch dieser geistigen Vormundschaft aufschreiben. Da wäre auch die Macht der Bezeichnungen anzuführen. Warum heißt es Atom-“Lobbyisten“, aber Umwelt-“Aktivisten“? Warum berichtet der Reporter von einer Demonstration gegen „das Dumping der Arbeitgeber“ – als wäre das Dumping ein unstrittiges Faktum.

Reformen verlieren heute nicht in Debatten, sondern in verhinderten Debatten. Es regiert nicht eine bestimmte falsche Meinung, sondern eine subtile Gedankenunfreiheit. Diese Herrschaft kommt ohne Zensurbehörde aus. Sie schwimmt auf einem Meer der Nachlässigkeiten, des schnell Dahingesagten, des Ausfransens der Wortbedeutungen und der Gleichgültigkeit im Satzbau. Vielleicht ist es das, was meinen Blutdruck ab und zu hochtreibt: Dass es manchmal so leicht erscheint, die Gedanken im Land zu lenken.

(Meine Woche, Folge 3)

Im gemeinsamen Garten

Die Sauberkeit in unseren Parks ist große Politik

Heute müssen wir über eine Grünfläche sprechen. Sie liegt in Berlin-Mitte, am Ufer der Spree gegenüber dem Schloss Bellevue. Sie hat eigentlich nichts Besonderes, aber für mich und viele Leute aus der Nachbarschaft schon. Man sonnt sich, plaudert oder liest, isst oder trinkt. Eine schöne Atmosphäre vereint die unterschiedlichsten Grüppchen und Einzelgänger. Wenn die Sonne allmählich sinkt, bekommt hier der „Feierabend“ seinen milden Klang. Doch hat dieser gemeinsame Garten einen gefährlichen Feind: den Müll. Es ist ein Feind, der sich ganz basisdemokratisch aus vielen Einzeldingen zusammensetzt. Aus Flaschen, Pizzapappen, Tüten, Essensresten und so weiter. Manches fällt aus den überquellenden Papierkörben heraus, das meiste wird auf dem Rasen einfach liegen gelassen. Besonders am Sonntagmorgen steht man dann kopfschüttelnd vor dem Dreck.

Vor einiger Zeit hat das „Berliner Stadtgespräch“ das Problem aufgegriffen. Eine

gute Idee, denn ganz einfach ist die Lösung nicht. Mit der „Kultur des Hinsehens“ ist es nicht getan – der Müll bleibt, störrisch wie er ist, einfach liegen. An diesem Abend wurde deutlich, dass es zwischen

der guten professionellen Arbeit der Stadtreinigung und der Eigeninitiative der Bürger (die mancherorts auf eigene Faust Abfallkörbe aufgestellt haben) eine Lücke gibt. Der Normalbetrieb der Reinigung wird mit den „Müllschüben“ an bestimmten Orten nicht fertig und das Engagement einzelner Bürger bricht immer wieder ab. Oft wird es auch von gewalttätigen Gruppen bedroht. Offenbar brauchen wir an diesen Orten einen Sondereinsatz der öffentlichen Hand und organisierte Nachbar-

schaftsgruppen, die über die kritischen Stellen (und Gruppen) wachen. Ich bin ein Anhänger von „Street watching“ geworden.

An diesem Abend geriet das Gespräch wieder in eine andere Bahn. „Wir müssen das Bewusstsein ändern“, hieß es, und zwar „ganz früh“, in der Erziehung. Na wunderbar, dachte ich, die Schulen können wirklich alles. Sogar beim Müll bringt uns die Bildungsrepublik weiter. Auf dem Heimweg kamen mir allerdings Zweifel.

Soll ich nun den Müll erst mal akzeptieren? In meinem Gartenbuch gibt es auch keinen Tipp, wie man seinem Rasen „Zuversicht“ beibringt.

(Meine Woche, Folge 4)

Marie Antoinette lässt grüßen

Wie man die Unterschicht fördert und sie dabei verhöhnt

Die Parole heißt „Hartz IV ist böse“ und alle Förderer des Guten eilen jetzt wieder zu den Mikrofonen. Aber interessieren sie sich wirklich für unsere Unterschichten? Dazu möchte ich aus einer Pflegeschule in einer großen deutschen Stadt berichten. Ein kleines Detail nur, aber nicht harmlos. Die Schüler müssen hier in jedem Ausbildungsjahr eine Hausarbeit von 20 Seiten abfassen. Dabei wird für jedes falsch geschriebene Wort 1 Punkt abgezogen, für jeden Komma-Fehler 0,5 Punkte. Das kann bei 50 Gesamtpunkten schnell die ganze Arbeit zunichte machen. Nun ist im Pflegeberuf das Schreiben sicher nicht die wichtigste Fähigkeit. Viele Schüler kommen aus einfachen Verhältnissen, oft auch aus Migrationsfamilien. Sie finden hier einen Einstieg und können sehr gute Pfleger werden. Aber mit der Recht-

schreib-Regel werden oft gerade die aussortiert, die später in den Heimen gut klar kommen. Man kann sich vorstellen, mit welcher hilflosen Verzweiflung sich viele Jungen und Mädchen an dieser sinnlosen und gehässigen Regel abkämpfen.

Ein einzelner Fehlgriff? Leider nein. In Deutschland schafft man im Namen der „guten Bildung“ die Hauptschulen ab. Im

Namen des „guten Lebens“ tritt man für teurere Lebensmittel ein. Im Namen der „guten Arbeit“ will man die Niedriglohn-Tätigkeiten wegsanieren. Sollen sie doch alle Ingenieure werden! Das erinnert an einen Ausspruch, den Marie Antoinette, die französische Königin, im Angesicht ihres hungernden Volks getan haben soll: „Wenn sie kein Brot haben, sollen sie doch Kuchen essen.“ In Wahrheit stammt der Ausspruch nicht von ihr, aber er wurde zum geflügelten Wort, weil er die zynische Ignoranz der Versailler Hofgesellschaft traf.

Wir sollten uns also davor hüten, die Kuchenprojekte zu fördern und die Brotmühen der Unterschicht zu verachten. Deutschland darf nicht leichtfertig die Orte aufgeben, an denen man einfach und billig arbeiten, lernen und leben kann. Da fällt mein Blick in das Augustheft von „Christmon“, dem evangelischen Magazin mit den

(Meine Woche, Folge 5)

Gedanken eines Wählers

Warum man in der Politik manchmal „Ja und?“ sagen sollte

Die Regierung hat mich (und alle anderen Wähler) mit der These in die Sommerpause verabschiedet, dass ihr Umfragetief ein Problem der Außendarstellung sei, während die Regierungsleistung eigentlich stimme. Das finde ich ziemlich geringschätzig, denn man traut mir ein Urteil über die Leistung nur zu, wenn sie vorher ansprechend zurechtgemacht ist. Deshalb will ich ein bisschen über das Tun der Regierung nachdenken. Ich versuche mir vorzustellen, wie die Regierung wohl dastände, wenn sie gleich zu Beginn ein paar eigene Pflöcke eingeschlagen hätte, zum Beispiel bei der Kernkraft oder den Mindestlöhnen. Es wäre sicher mancher Auf-

vielen Kreuzfahrt-Angeboten. Auf Seite 10 predigt der Präses den Sozialausgleich, daneben wird ganzseitig eine Ostsee-Tour angeboten - die „Außen-Glückskabine“ für 2199,- Euro, pro Person natürlich.

schrei durchs Land gegangen, aber dann? Wer hätte der Regierung für solche Taten die Legitimierung absprechen können oder gar auf der Straße ihren Sturz zu betreiben gewagt?

Warum hat die CDU/CSU-FDP-Koalition nicht so gehandelt? Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass das etwas mit der Formel von den „unabsehbaren Folgen“ zu tun hat. Diese Formel ist in der Rede von den „sozialen Unruhen“ oder „ökologischen Katastrophen“ enthalten. Sie steht dort Pate, wo etwas als „systematisch notwendig“ beschworen wird. Immer malt sie unendliche Steigerungsketten an die Wand. Sie ist eine Angstformel. Und eine Funda-

mentaldrohung gegen das Handeln. Wo sie zur Macht gelangt, wird der normale politische Wettstreit zerstört. Dagegen gibt es nur ein Mittel: Man muss die Kraft haben, ein trotziges „Ja und?“ zurückzugeben und es darauf ankommen lassen. In unserem modernen Leben muss man das sehr oft tun. Eine Berufswahl, ein neuer Wohnort, ein Kind – alles Entscheidungen mit unabsehbaren Folgen. Es sind Brücken, die zunächst nur ins Offene hinausgebaut werden können. Auf so einer Brücke hört jeder das Raunen seiner inneren Fundamental-Opposition und muss sich darüber hinwegsetzen.

In Deutschland, so denke ich, sind CDU/CSU und FDP an die Regierung gekommen, ohne auf diesen Mechanismus vorbereitet zu sein. So waren sie von vornherein gelähmt. In Nordrhein-Westfalen wollten sie dann selber mit der Formel der „unabsehbaren Folgen“ (einer rot-rot-grünen Regierung) die Wahlen gewinnen. Da haben es ihre Wähler darauf ankommen lassen und ein „Ja und?“ gesagt.

(Meine Woche, Folge 6)

Verteidigung des Reisens

Warum ich auch ohne einmalige Erlebnisse ein dankbarer Tourist bin

U nmerklich werden die Tage kürzer. Auch die Ferienzeit hat ihren Zenit überschritten. Etliche Freunde und Kollegen sind schon zurück. Wenn sie erzählen, höre ich da oft einen Unterton der Enttäuschung heraus. Gerade im reisefreudigen Deutschland trifft man gegenwärtig viele Ernüchterte. Es ist nicht eine radikale Kulturkritik, die aus ihnen spricht. Vielmehr ein leises Unbehagen, das man sich gar

nicht recht eingestehen mag: War es nicht doch etwas langweilig? Wird nicht alles überall ähnlicher? Ist das Reisen nicht trivial geworden und kaum noch eine Ansichtskarte wert?

Merkwürdig, sollte zu den Opfern der Globalisierung ausgerechnet das gute Reisen zählen? Ich glaube, dass hier eine falsche Erwartung zugrunde liegt. Wenn ich mich an frühe und spätere Reisen erinnere,

so ist ihr Zauber nicht ganz leicht zu erzählen. Er lag nicht in der bewussten Begegnung mit einer ganzen fremden Kultur. Ein Gesamtkunstwerk war so ein Urlaub auch nicht gerade und oft gab es keine rekordverdächtigen „einmaligen Erlebnisse“. Der Zauber lag vielmehr in unscheinbaren Dingen, die auf einmal deutlicher hervortraten: Schaukeln am Strand, ein Essen draußen im Straßenrestaurant, ein italienischer Schlager, ein Abendblau. Manche Kuriosität ist darunter, wie die rasselnden Metallgitter an einem Pariser Morgen. Manche Irrfahrt und manches unverhoffte Geschenk. Deshalb mag ich auch nicht auf den Campingurlauber herabsehen, der sein deutsches Brot mitbringt. Auch er hat seine Adria-Dinge. Manchmal kommen auch

eigene Sachen – ein Buch, ein Hemd, ein Kochrezept - im Urlaub erst wirklich zu Ehren. Das Reisen liefert nicht immer Neues, aber es hebt Bekanntes neu hervor. Es lässt unsere Augen und Hände auf den Dingen wandern. Es schafft den Raum, der im Alltag oft fehlt, um sie zu zelebrieren. Manchmal brauchen wir die Mühe der langen Anreise, um einen Himmel zu bewundern, den wir zu Hause gar nicht sehen – obwohl er dort auch ist.

Der Tourismus liefert keine ganz andere Welt. Aber er kann unserer säkularen Moderne ihren eigenen Zauber entlocken. Dafür bin ich dankbar. Und Ansichtskarten schreibe ich nächstes Jahr auch. Versprochen.

(Die Texte sind erschienen als Kolumne in der Tageszeitung „Die Welt“ vom 2. – 7.8.2010)